

Ich glaube, es ist zunächst einiges zu sagen zu der Frage: *Was ist denn die Stadt?*

Zu den Behauptungen, auf die man im allgemeinen den Wahrheitsbeweis schuldig bleiben kann, gehört die Aufzählung der berühmten Schwarz-Weiß-Kontraste: Fortschritt und Rückständigkeit, Laster und Tugend, Asphalt und Heckenrose, Striptease und Volkstanz, die sich als gängige Unterscheidungsmerkmale von Stadt und Land eingebürgert haben. In diesen spiegelt sich ein jahrtausende alter Komplex der Provinz gegenüber der Stadt. Der Brudermord von Kain und die Stadtgründung können nicht voneinander getrennt werden. Und seither bezichtigt der Nomade den Seßhaften des Lasters, den Städter der Sünde. Und quer durch die Geschichte der Menschheit zieht sich ein Tugendpfad, der von den sauren Trauben gesäumt ist, die der Provinzler den Bewohnern von Sybaris, von Rom, von Babel und Paris mißgönnt. Solche atavistischen Vorurteile wirken bis in unsere Zeit hinein, in der Gartenlaubenromantik der Jahrhundertwende, in den Blut- und Boden-Idyllen des Dritten Reiches und im Bungalow-Ideal *hinaus ins Grüne* von heute.

Die politisch-wirtschaftliche und geistig-kulturelle Zentralgewalt der Stadt, in der sich fast alle Neuerungen und Umwälzungen vorbereiteten, waren von jeher der Kirche im gleichen Maße suspekt und unbequem wie dem Bürger, der viel lieber in Ruhe seinen Kohl bauen wollte. Und so umgab sich die Provinz mit Schutzschichten gegenüber den Anfechtungen der bösen Stadt und kompensierte die geringeren Entfaltungsmöglichkeiten eben mit den beschaulichen Idealen des Daseins in der Kleinstadt, den Vorzügen des natürlichen Lebens auf dem Lande: *Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein.* Welche Aufgaben und Funktionen die Stadt in den verschiedenen geschichtlichen Zeitabständen aber zu erfüllen hatte, das wurde häufig übersehen und wird heute auch immer wieder übersehen. Denn – und vielleicht haben wir damit eine Teilantwort auf die Frage *Was ist die Stadt?* – ihre gesellschaftsbildenden Kräfte und ihre Bedeutung als ein ganz großes Kommunikationszentrum schuf doch überhaupt erst die Voraussetzungen, ohne die ein Zusammenleben vieler Menschen auf engem Raum überhaupt gar nicht möglich gewesen wäre.

Zwar waren sicherlich nicht die Städte allein und ausschließlich die Träger der Kultur. Wir wissen, gerade in Deutschland mit den vielen kleinen Für-

stentümern, daß sich Kultur durchaus auch außerhalb der großen Städte, der Handelsstädte oder gar der freien Reichsstädte etablieren konnte. Aber wir müssen feststellen, daß dieser Austausch der Meinungen, die geistige Umsetzung, die eigentlich erst eine Veränderung gesellschaftlicher Normen hervorrief, immer wieder die Aufgabe der Stadt war. Und weder eine abendländische Kultur, noch die Inangriffnahme der großen sozialen Probleme unserer Zeit wären ohne die Stadt überhaupt möglich gewesen – oder wären es in Zukunft. Und so glaube ich, daß von allen Gründungen der Menschheit sicherlich die Stadt eine der menschlichsten ist.

Ist sie deswegen human? Sollen wir, dürfen wir von einer humanen Stadt, einer Planung für die humane Stadt sprechen? Es ist ein fatales Wort: *Humane Stadt*, und es erscheint fast blasphemisch in einer so inhumanen Welt, in der internationaler Völkermord – in wessen Namen auch immer – zur Tagesordnung gehört, von humaner Stadt zu sprechen. Humaner Städtebau? Woher nehmen? Humane Welt? Ist *humane Welt* gleich *heile Welt*? Ich habe nichts gegen die heile Welt, gar nichts, sofern sie für alle heil ist. Aber wie ist's mit der humanen Stadt? Ich glaube, der Begriff ist doch zu sehr belastet von Zeremoniell, von Feierlichkeit am Grabe eines guten Menschen. Vielleicht sollten wir sagen, daß nur die aus dem Dialog über das Mögliche und das Wünschbare entstehende Stadt human ist, die Stadt, die sich selbst in Frage stellt. Es ist wirklich wohl die einzige Möglichkeit, *humane Stadt* zu machen, indem wir vom Nutznießer Mensch ausgehen und ihn in all seinen Schwächen in diese Stadt einzubauen versuchen. Ich glaube human sind wir allenfalls deswegen oder ist unsere Zeit allenfalls deswegen, weil wir beginnen, das Inhumane zu verstehen. Weil wir begreifen, warum in unseren neuen Städten Kinder zu Verbrechern werden können. Und weil wir verstehen lernen, warum Aggressionen auch Mangelerscheinungen sind, Mangelerscheinungen an städtischer Geborgenheit.

Es wäre ein fundamentaler Irrtum, zu glauben, daß sich etwa eine humane Welt durch gutes Design oder gute Gestaltung herstellen lasse. (Genauso wenig wie eine Atombombe etwa deswegen humaner wird, weil ein Team von berühmten Designern sie überarbeitet hat.) Zur Gestaltung bedarf es selbstverständlich politischer Anlässe, gesell-

schaftlicher Inhalte, Aufgabenstellungen. Es bedarf flankierender Maßnahmen von allen Seiten, damit überhaupt Gestaltung einen Ansatz findet.

Mich beschäftigt bei all dem die Frage, was uns nun eigentlich die Stadtbauforschung, die Wissenschaft, die Theorien, die Fülle von Überlegungen, Plänen usw. in den letzten fünfzig, hundert Jahren gebracht haben. Ich möchte gerne wissen, wie sich denn konkret die Verbesserungen auf unsere Stadt ausgewirkt haben, wie sich all die Gedanken von Planern und Architekten hier niedergeschlagen haben.

Ein kurzer Rückblick ist notwendig. Wir wissen, seit die industrielle Revolution wie eine Art von zweitem Sündenfall – wenn man die Folgen heute betrachtet – über uns hereingebrochen ist, hat sich dementsprechend auch die Zahl der Prediger vergrößert, unter denen wiederum Architekten als berufliche Weltverbesserer unter dem permanenten Überdruck ihres Sendungsbewußtseins eine ganz hervorragende Rolle spielen. Wir sehen aber, während die Wirkungen im Bereich des Bauens unsere Städte zu einer Art von Architektur-Museum gemacht haben, in dem wir unter der sachkundigen Führung irgendeines Baugeschichtlers bereits für die letzten zehn Jahre an der Stärke von Gesimsen oder an der Art von Fensterteilung fast das Entstehungsjahr eines Bauwerkes genau datieren können, sind die Auswirkungen auf den Gesamtbereich der Stadt weitaus weniger heiter. Da sie mit zunehmender Häufigkeit nämlich der gegensätzlichen Kursänderungen der Planungstheorien schließlich zu einem totalen Stillstand geführt haben, und das Feld jenen Kräften überlassen haben, die nun ungesteuert die Entwicklung der Stadt bestimmen.

Nachdem es uns zunächst einmal angesichts der Explosion unserer Großstädte am Ende des 19. Jahrhunderts weitgehend einfach die Sprache verschlagen hatte, begann man langsam, Stadtbaukunst zu betreiben und begann jenen, die bislang Planung gemacht hatten, nämlich Geometern und Ingenieuren, das Handwerk zu legen; wobei sich – das muß man vielleicht heute sagen – herausgestellt hat, daß sie es ganz so schlecht doch gar nicht gemacht haben. Man begann, Alternativen zu entwickeln. Und bald war man dann also über die übliche Blockbebauung, in der sämtliche Städte des 19. Jahrhunderts sich vergrößerten, hinweggekommen, indem man ihre Mißstände angeprangert hatte und die radikalkapitalistischen Seitentriebe mit Stumpf und Stiel ausrottete – und damit natürlich auch die Blockbebauung in der gründlichen Art, wie wir das zu tun pflegen. Eine Antiblock-

bewegung kam auf um die Jahrhundertwende; sie wurde schnell zu einer Ideologie und sie brachte ein anderes Mißverständnis hervor: Nämlich die Gartenstadtbewegung, die – aus England importiert – schon in der ersten deutschen Übersetzung zu einer totalen Verfälschung des eigentlichen Gedankens führte. Aus dem englischen *town-country*, nämlich der Stadt-Landschaft mit einem *rural belt* wurde in der deutschen Übersetzung die *Landstadt*. Und aus den Gedanken einer sich selbst versorgenden Stadt mit Industrie, Gewerbe, zentralen Funktionen eingebettet in einer grünen Landschaft – wurde die *Gartenstadt* im Sinne einer Art von vergrößerter Laubkolonie. Zur gleichen Zeit entdeckte man, daß das Ornament ein Verbrechen sei. ADOLF LOOS, der Wiener Architekt, erklärte, daß das *Tapezieren einer Gefängniszelle als Strafvverschärfung anzusehen sei*. Das Ornament wurde als Verbrechen abgestempelt, und so begann man nun überall, den Stuck herunterzuklopfen und glatte Fassaden herzustellen: So wurde *moderne Architektur* geboren. Und dazu kam in den zwanziger Jahren die Erfindung der Zeile, eine großartige Leistung wohlgemerkt, aber eben sehr einseitig. Licht, Luft und Sonne, Hygiene wurden in die Stadt gebracht. Die menschliche Gemeinschaft wurde reduziert auf eine Art von keimfreier Gesundheitsgesellschaft aus Einzelwesen, während daneben eine Reihe von Spinnern die soziale Erfüllung der Stadt in visionären Entwürfen, in Utopien zu lösen versuchten und die Erlösung des Menschen in der Stadt von morgen verhießen. Die Architektenvereinigung CYAM forderte, zurückzukehren zu den Quellen des Funktionalismus, die reformatorische Freiheit einer *Charta von Athen* wurde geboren. Sie war gar nicht so schlecht, aber sie geriet zu schnell ins Schlepptau handfester kapitalistischer Interessen. Daneben wuchs eine Nachbarschaftsideologie, eine Ideologie, die dem vermeintlich heimatlos gewordenen Stadtbewohner zu einem neuen Gemeinschaftsgefühl helfen wollte. Und so entstanden überschaubare Einheiten am Rande der Großstädte: Siedlungen für Kleintierzüchter und andere Gruppierungen, die sich einige wenige Jahre danach überraschend gut auch für ein politisches Konzept eigneten, das auf der Kontrolle des Systems und auf dem Blockwart basierte.

Die Zerstörung kam und löste eine Serie von weiteren Zerstörungen aus; denn der Wiederaufbau war nichts anderes als eine Zerstörung mit anderen Mitteln: Es kam zu einem Stakkato von städtebaulichen Konzeptionen, die sich in immer kürzeren Phasen ablösten: Noch einmal kurz zurück zur Zeile, um die Jahre des Dritten Reiches vergessen zu

lassen und weil diese Zeile so billig zu bauen ging. Und dann ging es los: Es wurde entballt, und es wurde aufgelockert, und es wurde durchgrünt, Trabantenstädte, Satellitenstädte wuchsen aus dem Boden – kompositorischer Städtebau mit und ohne Dominante. Noch nie wurden so viele Kirchen gebaut und zu städtebaulichen Dominanten erklärt. Hochhäuser, Punkthäuser, Teppichhäuser standen jeweils für bestimmte städtebauliche Konfessionen.

Aber etwas Entscheidendes passierte in dieser ganzen Zeit: Die Häuser kehrten nämlich der Straße den Rücken. Sie wollten mit ihr nichts mehr zu tun haben. Die Straße hatte nur noch eine Bewegungsfunktion für Andienung, Entsorgung, für Verkehr. Und mit dem Verzicht auf die Ordnungslinie der Straße, die ich für die entscheidendste Veränderung in der städtebaulichen Entwicklung halte, mit dem Verzicht auf diese Ordnungslinie verloren die Städte ihre Struktur. Wertvorstellungen gingen verloren, weil keine neuen Werte mehr vorgestellt wurden. Neubauquartiere verloren jegliche gestalterische Idee. Es fällt einem doch wirklich schwer zu definieren, was denn nun eigentlich die Idee, die räumliche, die gestalterische Idee sei einer *Neuen Vahr*, einer *Wanne*, von *Perlach* oder des *Fasanenhofs* – und wie sie alle heißen. Wo überall die Gebäude in der Landschaft herumstehen wie die abgestellten Koffer auf dem Bahnhof.

In den fünfziger Jahren schlug die Stunde der Utopie, man begann sich auf das zweite Jahrtausend vorzubereiten. Futurologen sahen, wie sich die Menschheit gegenseitig tottreten würde; und Architekten und Planer reagierten. Sie erfanden in unendlichem Fleiß ingeniose sphärische Kuppeln, Städte über dem Wasser, unter dem Wasser, Trichterstädte, variable Raumgitter. Sie extrapolierten die Trends und versuchten sie in Technik zu übersetzen: Alles phantastische Ideen, alles Beiträge für das Jahr 2000 und alles Beiträge zum totalitären Staat. Pragmatiker erfanden die autogerechte Stadt und paßten alles der kommenden Verkehrslawine an. Die grünen Witwen wurden wieder kaserniert, indem man anfang zu konzentrieren und zu verdichten.

Und nun kam ein zweites einschneidendes Erlebnis: Die Baunutzungsordnung wurde erfunden, die nun zunächst einmal das Bauen justitiabel machte. Man hatte damals eine bauliche Nutzung von *zwei* als höchste Nutzung ausgewiesen, was einen Sturm der Empörung bei allen Fachleuten auslöste. Und während man noch kurz zuvor den Schlager hörte *Ein Häuschen mit Garten*, sangen die jungen Leute jetzt *down town*, und Urbanität überfiel die

Stadt. Überall – innen und außen – wurden Zentren gebaut, jede Bruchbude avancierte zum Zentrum: Der Drug Store, der Möbelladen. Der kleinste Gemüseladen hieß auf einmal Supermarkt, und draußen auf der freien Wiese am Rande der Stadt entstand das Einkaufszentrum.

Es folgte die soziale Stadt, die sich so recht nie ausdrücken konnte; es folgten spätpositivistische wissenschaftliche Methodologien, instrumentelle, operationelle Planungen, Wegwerfarchitektur, Stadt auf Zeit, Aufgabe der Stadt – und nachdem endlich die Moderne auf der ganzen Linie hoffnungslos gesiegt hatte: Die Flucht nach vorn, die Verweigerung von Architektur durch unsere außerparlamentarische Linke. Und nun steht der Rückzug auf die bewiesenen Werte des Historismus ins Haus, wir treffen uns mit den Konservativen. Da sind die Jusos, da sind die Fortschrittlichen, die jetzt die Häuser in den westlichen Stadtteilen besetzen und für deren Erhaltung plädieren. Und wir treffen uns mit den besten Konservierern, die wir haben. Die Verlegenheit ist groß.

Die Verlegenheit der Pragmatiker drückt sich aus in neuen städtebaulichen Modellen nach wie vor, in den beliebten geknickten Wohnbändern zick-zack, rauf und runter. Und endlich sind wir aber auch wieder dort, wo wir schon einmal angefangen haben, vor 9000 Jahren nämlich, bei der Blockbebauung als Urform städtischer Organisation. Sie wird wiederentdeckt – und das viel zu schnell. Schon in der zweiten Phase der Wiederentdeckung wird sie bereits durch wichtigtueriesche Deformation – siehe *Perlach*, Karlsruhe («Dörfle»-Sanierung) – um all ihre positiven Eigenschaften gebracht. Und das wird so rasch gehen, daß auch bald die Blockbebauung wieder in der Rumpelkammer der Stadtplaner verschwindet, bis der nächste kommt und ein neues Kaninchen aus dem Zylinder zaubert. Was haben wir getan? Ich glaube, in einer maßlosen Selbstüberschätzung haben Städtebau und Stadtplanung immer wieder alte Strukturen zerschlagen. In den vielen Programmen und Manifesten, die immer wieder mit Leidenschaftlichkeit verfochten wurden, kam eigentlich eines dabei nicht zum Ausdruck: Nämlich, daß es in jeder Gegenwart vielfältige Möglichkeiten gibt, die Zukunft zu bauen oder zu verbauen, die Stadt zu planen oder zu verplanen. Und mit den meisten unserer Städtebaulogik ist eben doch für die Verwirklichung der Stadt von morgen als Aufgabe von heute sehr wenig zu gewinnen. Ich möchte sogar behaupten, daß sehr viele dieser Ideologien in ihrer Ausschließlichkeit ein Maßstab für unsere Ignoranz gegenüber den jeweiligen realisierbaren Möglichkeiten der



Die meist mehr oder weniger gedanken- und phantasielosen Anhäufungen von hohen Punkt- und Scheibenhäusern, von nebeneinandergeschobenen Bungalows und langweiliger Zeilenwiederholung bieten selten viel mehr als die eigenen vier Wände. . .

Zeit sind; und wir müssen auch feststellen, daß diese Theorien Bestand haben, ohne daß sie eigentlich je erprobt zu werden brauchten, ohne daß sie je wirklich realisiert wurden.

Die gefährliche Neigung des Architekten – und die Stadtplanung ist noch immer eine Disziplin der Architektur –, Ideologien zu verfallen, ist immer eines unserer Hauptprobleme gewesen. Und beim Stadtplaner verschärft sich dieses Problem, da er ja nur selten die Erfolgskontrolle über die Richtigkeit seiner Annahme hat – im Gegensatz zum Gebäude-Architekten, der durch eine schnellere Realisierbarkeit auch rascher Kurskorrekturen vornehmen kann. Das führte natürlich dazu, daß die stadtplanerische Diskussion vorrangig in die Verbalisierung rückte, und daß schließlich das Instrumentarium und die Methodik wichtiger wurden als das Ziel. Indessen sind die Folgen eben gerade deswegen problematisch, weil ja bestenfalls immer nur ein Teilstück einer Ideologie realisiert wird und durch den häufigen Wechsel der Planungsziele immer nur punktuelle Ansätze deutlich geworden sind und meistens nicht einmal im Gesamten ihren praktischen Niederschlag gefunden

haben, sondern eher als ein heiß umkämpftes, aber unwirksames Modell existent sind. Zum Glück – so möchte man heute sagen – für die Städte, die die Widerstandskraft hatten, sich den jeweiligen Planungsideologien zu widersetzen, oder zum Glück für jene Städte, die zu wenig Geld hatten, diese zu realisieren. So sind zum Beispiel alle Städte außerordentlich gut dran, die eine sogenannte großzügige Verkehrslösung in der Phase der *autogerechten Stadt* nicht durchzusetzen vermochten und damit dem Individualverkehr eben nicht gerecht werden konnten. Sie mußten ihn zwangsläufig draußen lassen, sie mußten ihn zwangsläufig – wenn sie konnten – ersetzen durch den öffentlichen Verkehr. Und sie kamen damit dem Stadtgedanken mit einer engen Verflechtung der Verkehrssysteme viel, viel näher als die sogenannte verkehrsgerechte Stadt, in der der Substanzverlust am Ende so groß war, daß sie die ganze Urbanität eingebüßt hatte.

Nun, nachdem es seit langem die Presse als Vertreter der öffentlichen Meinung gibt, Fernsehen, Funk sich der Probleme der Öffentlichkeit sowie auch der Probleme gerade von Minderheiten angenommen haben und es seit Jahren schon Bürgerinitiativen

gibt, ist man nun glücklicherweise soweit, dem Bürger auch eine Mitbestimmung zuzubilligen, die der Planer als erstes wieder mit dem interessanten Wort Partizipationsprozeß zum Geheimcode umfunktioniert. Man höre: Ein angestammtes bürgerchaftliches Recht, das schon deswegen immer mehr in Anwendung gebracht werden muß, weil nämlich die zunehmende Skepsis auftaucht, ob denn die politischen Parteien noch in der Lage sind, die oft kontroversen Interessen der Bürgerschaft, die sich häufig eben in nicht parteipolitische Dogmen übersetzen lassen, wahrzunehmen –, dieses Recht soll auf einmal wie eine Gnade abgegeben werden an den, der es von jeher zu beanspruchen hatte, an den Bürger. Man spricht von Transparenz, ohne zu wissen, daß damit eigentlich die vorgelegte Planung aber noch längst nicht qualifiziert ist. Man spricht von methodischem Nachweis und Planungsstrategien – und oft wird das Produkt einem sozialen Plan mehr gerecht durch Reden, die oft schwer verständlich sind, als durch das Eingehen auf die Wünsche von Betroffenen. Im Gegenteil: Partizipation wird – wir erleben es täglich – von den Vertretern einer neuen Befehlsgewalt omnipotenter Planer als Alibi gebraucht oder mißbraucht.

Entscheidender scheint mir aber die Frage, ob denn eigentlich die Vertreter von Politik und Planung überhaupt bereit und in der Lage sind, auf Wünsche des Publikums zu reagieren. Und darin habe ich meine Zweifel. Denn abgesehen von ganz konkreten Planungsproblemen gibt es doch seit Jahren eine ganze Fülle von Äußerungen über die Stadt. Wir hören sie seit Jahren aus allen Schichten der Bevölkerung – auch ohne Bürgerinitiative, ohne Partizipation. Aber haben wir denn Watte in den Ohren gehabt? Wir haben solche Äußerungen des Mißmutes einfach nicht zur Kenntnis genommen, obwohl sie bald auch unterstützt wurden aus der Reihe der Wissenschaftler verschiedener Disziplinen – an erster Stelle der meistzitierte, der nie fehlen darf, ALEXANDER MITSCHERLICH. Beim Durchblättern seines Buches über die *Anstiftung zum Unfrieden* habe ich nun Adjektive gesammelt, und zwar jene, die am häufigsten auftauchen, und die dort in einer sehr verständlichen Sprache das umschreiben, was offenbar eine stimmlose Mehrheit fühlt. Nur ein paar davon: *Unwirtlich, unwohnlich, ungemütlich, gesichtslos, amorph, farblos, monoton, planlos, häßlich, aggressiv, gestaltlos, niederdrückend, unbehaglich, lieblos, unangenehm, deprimierend, abgestumpft, gleichgültig, zufällig, unsympathisch*. Nun, das sind die Worte, mit denen der Bürger sein Unbehagen äußert. Sind diese Worte so unverständlich? Wenn ich recht orientiert bin, sind es Begriffe,

die sehr viel mit den Kategorien der Gestaltphysiologie und der Gestaltpsychologie und der Ästhetik zu tun haben. Einfacher ausgedrückt: *Hübsch häßlich habt ihr's hier*. Das ist's doch!

Gerade hier reagieren aber Planer sehr zurückhaltend. Zwar sind seit KEWIN LYNCH die Fragen der Stadtgestalt wieder in die Diskussion gekommen und neuerdings gilt es schon geradezu als chic, Stadtgestalt zu betreiben als eine Art von Wissenschaft. Aber man hat Todesangst, die Dinge beim Namen zu nennen. Angst, man würde einer überhöhten Stadtbaukunst oder der Idee einer Stadt als Gesamtkunstwerk das Wort reden, wenn man von einer Verbesserung der Gestaltung spricht. Beides ist absurd. Denn weder würde die Stadt als Gesamtkunstwerk, die sich ja einer ordnenden Zentralmacht unterwerfen müßte, unseren Rechten auf Selbstbestimmung entsprechen, noch würde diese Stadt als Gesamtkunstwerk etwa unserer pluralistischen Gesellschaft entsprechen. Umgekehrt kann man jene Fachleute nicht ernst nehmen, die sich so sehr bemühen, die Erfüllung dieser vitalen Bedürfnisse nach Gestaltqualität, wie sie sich in allem Unbehagen permanent ausdrücken, einfach in den Bereich einer selbstgefälligen und verabsolutierten Ästhetik zu rücken, wie das bequemerweise immer wieder geschieht. Wer so konsequent versucht, Städtebau und Architektur als kreative Raumorganisation permanent als konservative Ideologie und Romantik zu denunzieren oder auch auf Design, auf Verschönerung zu reduzieren, der läuft Gefahr, seine eigene Ignoranz in diesen Fragen deutlicher darzustellen, als es nötig wäre. Die Gründe für dieses Fehlverhalten sollen hier nicht untersucht werden. Aber THEODOR FISCHER, jener Städtebauer und Architekt, der um die Jahrhundertwende in Stuttgart und München gewirkt und gelehrt hat, hat eine Formel dafür gefunden, die erstaunlich aktuell klingt: *Ein natürliches Empfinden für die Bedürfnisse der Menschen wird gerade bei den sogenannten Fachleuten am meisten vermißt, da es durch zu großen Aufwand an Schulbildung und durch geistigen Hochmut abgetötet wurde*. Die APO hat dafür ein besseres Wort gefunden: Sie spricht von *Fachidioten*.

Und in der Tat hat auch die unglückselige und verwaschene Berufsbezeichnung *Planer* dazu geführt, daß viele diese Vokabel permanent wörtlich nehmen, nämlich zweidimensional – eben *plan* – und daß sie nie daran denken, daß Städtebau und Stadt dreidimensionale Veranschaulichung von gesellschaftlichen Verhaltensweisen und Bedürfnissen sind. So wurden aus Architekten Grundstücksingenieure.

Nun geht es aber darum, zu untersuchen, ob wir



Städtebaulicher Widersinn in Potenz: wie Knoten an einer Schnur sind die Siedlungsschwerpunkte aufgereiht . . .
(Darmstadt-Kranichstein.)

irgendwo für Gestaltung, für gestalterische Qualität, überhaupt einen Anlaß haben, einen Ansatz. Ob sie überhaupt gewünscht, gebraucht wird! Wozu denn?

Gehen wir einmal davon aus, es sei die Aufgabe der Architektur, Raum zu schaffen, weiter nichts. Nur Raum herzustellen für verschiedene Handlungen und Tätigkeiten der Menschen. Diesen Raum herzustellen und zu gestalten; Architektur wäre dann eine Art von Raumgestaltung. Dann müssen wir einmal fragen, wo haben wir denn Grundlagen, theoretische Grundlagen? Was bedeuten deren Begriffe?

Zum Beispiel: *Orientierung*. Das heißt doch: Seinen Weg finden, einen Ort wiederfinden. Und das ist – so primitiv es klingt – für jedes Lebewesen eine Frage von höchster existentieller Bedeutung. Die Entwicklung eines Kindes ist aufs Engste verknüpft mit dem Aufbau einer Raumvorstellung, die ihm eine Orientierung innerhalb eines Raumsystems – eines Bezugssystems von erlebbaren Orten – ermöglicht. Und in diesem Zusammenhang spielen Wege, Orte, Bereiche, Feldsysteme von Orten eine ganz entscheidende Rolle. Dabei gehört die Polarität von Innen- und Außenräumen zu den funda-

mentaligen Eigenschaften solcher Systeme. Man dringt vom Innenraum in den Außenraum und man zieht sich wieder aus dem Außenraum zurück. Wie sieht es heute aus mit diesem Innen- und Außenraum?

Es ist verrückt: Vier Zentimeter Holz, eine Sperrholztüre, steht wie ein Fallbeil zwischen dem Innen des Hauses und dem Außen der Stadt. Wenn man sich früher in einer Straße noch innen fühlte, während sie der Bereich der öffentlichen Meinungsbildung, der Kommunikation war, ist sie heute völlig anderen Funktionen geopfert, und das menschliche Leben hat sich hinter diese vier Zentimeter Sperrholztüre zurückgezogen. Hinter diesen vier Zentimetern, da ist was los! Ein Heer von Spezialisten, von Innendekorateuren, von Tapetenblumendesignern, von Stoffdesignern, von Möbelspezialisten, wirkt hier zur Verschönerung, um das Heim noch schöner zu machen. Wir haben zwanzig, dreißig Berufe, die sich um dieses schöne Heim, um das Innen, um die Wohnung kümmern. Und draußen? Steppe –. In diesem öffentlichen Raum kümmert sich kein Mensch um dessen Gestaltung. Vielleicht nur deswegen, weil diese Marktlücke noch nicht entdeckt worden ist.

Die Erkennbarkeit von Weg und Ort, die Orientierung und Raumvorstellung zum Zwecke des Sich-zurechtfindens setzt jedoch auch eine gewisse Stabilität der visuellen Umwelt voraus. Wir wissen, daß der Austausch von Zeichen für die Wiedererkennbarkeit eine Verunsicherung zur Folge hat. Tiere, die ihren Stall nicht finden können, reagieren gereizt und aggressiv. Und manch einer kann sich vielleicht noch an das Gefühl erinnern, das man als Kind hatte, wenn man sich einmal verirrt hatte: Panik, wenn man nicht mehr nach Hause fand – und wenn es auch nur ein kurzes Versehen, ein kurzer Irrtum war. Die Psychologen weisen auf die zunehmende Verhaltensunsicherheit bei einer häufigen Veränderung der Umwelt. Sie haben hingewiesen auf die psychischen Störfolgen bei ständigen Veränderungen der räumlichen Strukturen. Philosophen, Verhaltensforscher usw. betonen, welche enorme Bedeutung die Stabilität einer visuellen Umwelt und die Ortsbeziehung für den Menschen haben. Und nun frage ich: Kann man eine menschliche Stadt bauen, eine Stadt, die zur Heimat werden soll, eine Stadt, die eine Wohnung der Menschen ist, indem man ständig die Wände abreißt oder indem man ständig die Türen verändert und jeden Tag die Möbel umstellt? Kann eine solche Stadt zur Heimat werden? Wir müssen sehen, daß wir heute bereits Generationen haben, die nur noch solche Städte kennen, die in solchen Städten des ständigen Umbaus – der *Mobilität*, heißt es dann so schön – aufwachsen, in denen die räumliche Struktur ihrer Umwelt ständig verändert wird. Heute ist hinreichend geklärt, welche Bedeutung der Raum als soziales Grundelement unserer Umwelt hat: Der private und öffentliche Architektur- oder Stadtraum hat seine Entsprechung in der sozialen Struktur des menschlichen Existenzraums oder umgekehrt. Und das ist der Grund, weshalb der Außenraum, von dem wir hier sprechen, der städtische Freiraum, einer entsprechenden Strukturierung bedarf: Damit nämlich überhaupt soziale Interaktion und Kommunikation stattfinden kann. Die Organisation von privatem Raum und öffentlichem Raum sowie die Definition der Durchdringungsbereiche und die Durchstrukturierung der Bereiche Straße und Platz, wie sie zum Beispiel in alten Städten in der ganz klaren Trennung zwischen Wohnung und Vorplatz (privater Raum) hier und Straße (öffentlicher Raum) dort stattfand, ist damit eines der wesentlichsten Elemente städtebaulicher Gestaltung. Und dies geschieht gewiß nicht durch *P r o g r a m m i e r u n g* des öffentlichen Bereiches, sondern durch dessen *S t r u k t u r i e r u n g*: Damit wird ganz deutlich

die Stadtgestalt zu einer sozialen und zu einer kommunalen Aufgabe – weit weg von einer nur auf sich selbst bezogenen esoterischen Ästhetik; und eben hier liegt für mich auch der Auftrag und die Verantwortlichkeit des Architekten in Städtebau und Architektur: Nämlich über die zweckorientierten Verhältnisse hinaus die psychischen und physisch bedingten räumlichen und sozialen Bedürfnisse des Menschen ernst zu nehmen und zu befriedigen.

Allerdings wirft dies eine Frage auf: *Wer legt denn nun diese Strukturen fest?* Diejenigen, die vorrangig Stadtplanung machen, sagen: *Die Architekten sind's.* Die Architekten sagen: *Die Stadtplaner sind's.* Wenn wir davon ausgehen, daß der öffentliche Raum, den wir zur Stadtgestaltung heranziehen, der *F r e i r a u m* ist, wodurch entsteht er? Durch die Dualität von Körper und Raum. Raum entsteht eben durch Körper. Und der *ö f f e n t l i c h e* Raum wird gebildet vorrangig durch *p r i v a t e* Bauten. Die Häuser sind es halt einmal, die die Straße machen! Indem der Architekt nämlich ein Innen baut, baut er auch ein Außen. Und dementsprechend sieht es aus! Denn so hat er's ja gelernt: *Von innen nach außen bauen.* Das ist eine unbestrittene akademische Lehrmeinung seit nunmehr rund 50 Jahren. Und wir sehen die Folgen in dem zunehmenden Individualisierungsprozeß – man ist immer mehr ausschließlich auf die eigenen Interessen ausgerichtet – und in dem wachsenden Desinteresse an dem Außenraum als Besitz der Öffentlichkeit.

Diese Aufgabe der Gestaltung des öffentlichen Raumes wurde schon längst stillschweigend der öffentlichen Hand überlassen, die dieser Aufgabe allerdings nur noch durch ihre paar Repräsentationsbauten recht und schlecht nachkam mit Rathaus, Museum, Schule, Bibliothek, im übrigen aber der Öffentlichkeit die Erfüllung des vitalen Anspruchs auf gestalteten Freiraum verweigerte. Unseren Städten fehlen die Freiräume, die gestalteten Freiräume; denn das, was wir haben in *Fasanenhof*, *Neuer Vahr*, *Wanne* usw., das sind doch nur Restflächen, so wie sie sich halt bei maximaler Ausnutzung und Einhaltung aller baurechtlichen Vorschriften ergaben! Das sind doch keine geplanten Räume, keine gewollten, keine in ihrem Bezug auf den Menschen hin ausgeformten Räume!

Es fehlen uns Räume, die auch den Bedürfnissen der einzelnen, der Gruppe oder der Gesamtheit der Bürger zukommen. Statt dessen leben wir in einem solchen Chaos von Zufallsräumen, die eben ihre Existenz Gedankenlosigkeit, Unkenntnis, Fahrlässigkeit oder aber einer Existenz von Baugesetzen verdanken, die nie auf ein gestalterisches Ergebnis,



Die sogenannte aufgelockerte Bauweise dieser sogenannten Trabantenstädte ist nichts anderes als die verzierte, garnierte, ein wenig modisch geputzte Wiederholung der faden Langeweile, wie sie die Citys beherrscht. . .

sondern auf die Justitiabilität der Architektur ausgerichtet waren. Und nun wundern wir uns, daß diese Städte so wenig Aufforderungscharakter haben zur Kommunikation. Nun wundern wir uns, daß die Menschen lieber zu Hause bleiben und sich dem Rauschgift eines subventionierten Fernsehkonsums hingeben oder der Bequemlichkeit in immer teurer und immer komfortabler werdenden Wohnungen. Diese Städte müssen doch zwangsläufig zum Zuchtbeet einer politischen Gleichgültigkeit werden! Die schönere Wohnung – die häßlichere Stadt. Zuviel Privatheit – zuwenig Öffentlichkeit. Ich glaube, dort sind die Grenzen der humanen Stadt, wo man Privatheit auf Kosten der Öffentlichkeit steigert und immer mehr fördert, wo das Interesse des Bürgers für seine Mitbürger und für die Stadt im Wohnkomfort erstickt. Wir sehen es doch an Einzelgruppen, an den Gastarbeitern, die doch heute die einzigen sind, die am Wochenende unsere Stadt beleben. Da sehen wir die Relativität, daß für sie die Häßlichkeit der Stadt noch immer schöner ist als die Häßlichkeit oder Schönheit der eigenen Wohnung. Die häßliche Stadt ist für sie schöner als ihre Wohnung.

Der Privatbereich ist Privatsache, aber der öffentliche Bereich ist doch wohl eine res publica. Und Straße und Platz sind öffentliches Eigentum. Haben sich eigentlich Politiker und Stadtplaner über diese Tatsache schon einmal genügend Gedanken gemacht? Da heißt es doch im Grundgesetz, Artikel 14.2, daß *Eigentum verpflichtet* und zugleich *dem Wohle der Allgemeinheit dienen* soll. Wer ist Eigentümer des öffentlichen Raumes? Die öffentliche Hand als Treuhänder der Bürger, so denke ich doch. Dient nun dieses kommunale Eigentum tatsächlich der Allgemeinheit? Und wenn nicht, ja wie würde es – um etwas ganz Absurdes zu sagen – wie würde es denn dann mit der Anwendung des Artikels 14.3 aussehen, wonach ja die Enteignung *zum Wohle der Allgemeinheit* vorgesehen ist? Und ich frage: darf angesichts der Tatsache, daß privater Raum und öffentlicher Raum durch Fassade und Straße einander bedingen, d. h. untrennbar miteinander verflochten sind, darf der private Bauherr die Aufgabe, öffentlichen Raum mitzugestalten – indem er nämlich das Privileg zu bauen hat – darf er diese Aufgabe einfach negieren? Jeder der baut trägt Verantwortung gegenüber der Öffentlichkeit.

Wir fordern mehr Achtung und Betonung dieses öffentlichen Raumes und dieser öffentlichen Interessen. Wie's darinnen aussieht, das mag Privatsache sein. Aber wer an einem Teil der Stadt baut, hat sich seiner Verpflichtung bewußt zu werden. Man sagt, das koste mehr Geld; das muß nicht sein. Wenn eine städtebauliche Konzeption vorhanden ist, dann muß es möglich sein, diese Konzeption *a u c h a r m* zu verwirklichen. Es gibt zahllose Beispiele auf der ganzen Welt, die uns das zeigen. Der herrlichste Platz in Italien, der Marktplatz von Siena, ist mit ärmlichen Bauten umstellt, aber er hat eine einmalige, grandiose städtebauliche Konzeption. Es muß nicht sein, daß Schönheit und bessere Gestalt mehr Geld kosten. Aber wenn schon, dann würde ich fragen: wo anders als in den Normen der Rentabilität steht denn eigentlich geschrieben, daß nichts für Schönheit vergeudet werden dürfe, wo anders als in den Normen der Rentabilität?

In der Gleichgültigkeit gegenüber dem öffentlichen Raum drückt sich natürlich auch unsere gesellschaftliche Struktur aus. Es drückt sich dort ein leider schrankenloser Individualismus und leider auch ein schrankenloser Liberalismus aus. Wir selbst, unsere Altersgruppe unter den engagierten Architekten, die wir vor zehn Jahren, vor zwölf Jahren gegen die Baurechtsämter losgingen, gegen die Gestaltungsparagraphen, die der Kommune und den Ämtern das Recht gaben, über Gestaltung ein Wort mitzureden, wir selbst müssen erkennen, daß wir wohl die falsche Sau geschlachtet haben. Und angesichts dieser Frage müssen wir heute einsehen, daß es darum geht, Hierarchien zu schaffen, Wertordnungen für die Gestaltung des öffentlichen Raumes. Und das führt uns wieder dahin zurück, daß nur Stadtplaner sein kann, wer ein sehr guter Architekt ist. Es führt uns dorthin zurück, daß Stadtplanung und Architektur aufs engste miteinander verbunden sind.

Wir sollten aufhören, die Stadt jeder Veränderung sofort anpassen zu wollen. Wenn wir die unwahrscheinliche Anpassungsfähigkeit alter Baustrukturen betrachten, wenn wir ansehen, was denn solche Bauten, die nie für eine bestimmte utilitäre Funktion gebaut worden sind, alles leisten! Die Leistungsfähigkeit und Anpassungsfähigkeit alter Baustrukturen ist immens – verglichen mit den auf raschen Verschleiß angelegten zusammenbetonierten *funktionsgerechten* Gebäuden, wie sie unsere Architektur heute zustandebringt.

Wir müssen aufhören, endgültig aufhören mit der Erfindung ständig neuer Planungsideologien, ständig neuer Selbstmordprogramme, mit denen wir uns nur zum Handlanger einer schöpferischen

Zerstörung der Stadt machen. Was wir brauchen, sind formulierte Leitvorstellungen, die wir *langfristig* verwirklichen müssen und *festschreiben* und *nicht fort-schreiben*. Nicht jeden Montagmorgen eine neue Stadt, eine neue Architektur! Baut doch die eine, die ihr wolltet!

Und wie sieht sie aus? Woran orientiert sie sich? Es gibt Grundlagen: Die Topographie einer Stadt, die klimatische Lage, die Geschichte und die Traditionen, die Gewohnheiten der Leute, die sozialen Bezüge, alles, was diese Stadt erlebt hat, wie sie gewachsen ist, wie lange sie existiert, was ihre Probleme sind. Wie die Stadt den einzelnen an sich bindet, was diese Stadt zur Heimat macht, mit der man sich identifiziert. *D a s* wären für mich die Grundlagen für eine Gestaltung der Stadt, die Grundlagen für eine Planung als *Grundgesetz der Stadt*.

Lassen sie mich zum Schluß den Versuch machen, einige Punkte zu formulieren, die wir vielleicht als Thesen zur Gestaltung einer humanen Stadt ansprechen könnten. Wir können festhalten, daß die Gestaltung der Umwelt einem existentiellen Grundbedürfnis des Menschen entspricht. Es beinhaltet Orientierung, Identität, Vertrautheit, Heimat. Die Beurteilung von Städten geschieht primär an Bauwerken, nach optischen Eindrücken und Werten. Gestaltung ist nicht Design, sie ist nicht Kosmetik, sie ist ein komplexer Begriff, ein bewußter Prozeß. Gestalt ist Verkörperung einer Idee, sie ist mehr als Form. Gestalt ist Inhalt, Wesen, Sinn, Idee, Bild, bewußter Ausdruck, Absicht, Anspruch. Gestalterische Konzeptionen sind nur in der Realität existent, d. h. sie müssen realisiert werden, langfristig festgeschrieben, gebaut werden. Gestalt bedarf der Festlegung, sonst ist es nicht Gestalt, sondern Ungestalt. Sie kann nicht entstehen, wo ständig Veränderung passiert. Das bedeutet, die Hüllen müssen langfristig festgelegt und so angelegt werden, daß unter Umständen die Inhalte ausgetauscht werden können. Gestaltung der Stadt beginnt bei der Wahl von Standorten in der Landschaft, beginnt bei der Auseinandersetzung zwischen Gebautem und Landschaft. Gestaltung drückt sich aus bereits im Flächennutzungsplan und im Generalverkehrsplan. Es ist nur ein Grundstücksingenieur aber kein Planer, wer nicht versteht, daß jeder Strich eine räumliche und nicht nur eine politische oder rechtliche Entscheidung darstellt. Organisation von privatem und öffentlichem Raum, Strukturierung öffentlicher Bereiche für vielfältige Nutzungen, Definition der Durchdringungsbereiche nannte ich als die we-



Man möchte weiter draußen wohnen, eine «bessere Adresse haben» – und bedenkt gar nicht, daß man das alles mit noch größerer Belastung bezahlen muß . . . (Hirschlanden.)

sentlichen Elemente städtebaulicher Gestaltung. Straße, Platz, Freiraum sind die Bereiche, in denen diese Gestalt sichtbar wird. Für die Gestalt dieser öffentlichen Bereiche sind die Behörden, ist die Stadt als Treuhänderin zuständig. Der Einzelbau ist Bestandteil des Ganzen, und auch hier liegt die Verantwortung des Architekten und des Bauherrn, aber der Architekt kann nicht mit all seinen Qualitäten, die in seinen Gebäuden stecken, eine fehlende räumliche Konzeption der Stadt ersetzen. Denn die Stadt ist eben nicht nur Ansammlung von elitärer Architektur. Baurecht und Gesetz sind auf Bauwerke ausgerichtet und versuchen, Architektur justitiabel zu machen und zu quantifizieren. Der öffentliche Raum ist ausgespart in den Baugesetzen und Baunutzungsverordnungen: Sie beziehen sich auf die Gebäude, aber nicht auf die Terminierung des öffentlichen Raumes. Und deswegen muß dringend die nachteilige Wirkung unseres Baurechts auf das Gesicht der Stadt kritisch untersucht werden. Und schließlich müssen wir Architekten

uns unserer Verantwortung bewußt werden und zwar ganz besonders in einem Sinne:

Wir müssen endlich einmal wieder lernen, daß es ein Unterschied ist, wofür wir uns verantwortlich fühlen – das ist nahezu alles – und wofür wir verantwortlich sind, und das ist sehr wenig. Statt wie die Soziologen und die Ökologen und die Baurechtler zu plappern und sie ständig zu imitieren, sollten wir uns auf unsere ureigene Aufgabe besinnen, Architektur zu machen, Raum zu gestalten. Denn politisches Engagement ist kein Ersatz für mangelnde fachliche Qualität. Und unsere Verantwortung, von der uns bitte niemand entlasten möge, ist nun einmal die Planung der Stadt. Und zwar nicht als eine Planung *für die Menschen*, wie es neuerdings immer wieder apostrophiert wird. Die Formel an sich ist schon verräterisch. Für wen denn sonst, wenn nicht für die Menschen? Nein, nicht planen *für die Menschen*, sondern planen *als Menschen!*